

buch & media

Pieletzki's Erinnerungen an die ersten Nachkriegsjahre

Winfried Pielow

Für meine Brüder Elmar † und Ludger †

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.buchmedia.de

April 2017

© 2017 der vorliegenden Ausgabe: Buch&media GmbH, München

© 2016 Winfried Pielow

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Monsenstein und Vannerdat unter Verwendung des Bildes

»Hof Schulze Scholle in Tungerloh-Pröbsting«. Für den Abdruck dankt der Verf.

Herrn Josef Schulze-Scholle.

Printed in Germany

ISBN 978-3-95780-082-4

SO BEZEICHNE ICH ALS WINFRIED PIELETZKI MEINE ERINNERUNGEN an die ersten, genauer, an die ersten fünf Nachkriegsjahre. Fünf Jahre deshalb, weil meine beiden Brüder, Elmar und Ludger, zum einen noch in polnischer beziehungsweise in sowjetischer Gefangenschaft waren, zum anderen konnte ich als sogenannter »Frühheimkehrer« frei herumlaufen, zunächst in der britischen Besatzungszone, dann in der Bundesrepublik.

Ludger schrieb Memoiren über sein Elendsdasein im Gulag, den sowjetischen Straf- und Arbeitslagern. Von Elmar gibt es leider keine Informationen über seine Gefängnis- und Lagerjahre, die er in Polen verbringen musste.

In meinen Erinnerungen zitiere ich ausgiebig aus den Memoiren Ludgers, sodass ich auch von unserem gemeinsamen Text sprechen kann. Meinem Bruder Ludger widme ich somit diesen Text, meinem Bruder Elmar ebenfalls. Die beiden Brüder bestanden darauf, dass ich die so völlig anders verbrachten Jahre auf jeden Fall aufzeichnen sollte. Sie sagten: »Erzähl uns bitte, was du in diesen fünf Jahren getrieben hast.«

DREI WEISSE BIRKEN in meiner Heimat steh'n – die alte Volksliedweise, Sehnsuchtsweise meiner beiden Brüder Elmar und Ludger. Nach fünf Jahren sangen wir, summten wir diese Melodie wieder in Tungerloh. Aber war die eigentliche Heimat für die Brüder und auch für mich nicht Bönhof/Benowo? Zwei Heimaten, die Eigentliche und eine ›Uneigentliche‹, geht das? Der Plural von Heimat ist unüblich, zwei ›Heimaten‹? 1945 aus der einen Heimat vertrieben, in der anderen Heimat, in der man geboren war, in Tungerloh, wieder angekommen? Absonderliches Schicksal, ungewöhnlich unter den Millionen, welche die eine, ihre eine Heimat verloren hatten.

Es geht um ein ungeheures, ein ungeheuerliches Schicksal, von dem die Menschen betroffen waren, bis in die kleinste Familie hinein, bis ins Schicksal jedes Einzelnen, es geht um die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Polen, die sich, nach allem, was geschehen ist, kaum beruhigen wird. Zu viel Leid für die einen, wie

die anderen, zu viel Schuld. Vielleicht hilft nur das Eingeständnis der polnischen Bischöfe von 1965, wie in Granit gehauen: »Wir vergeben und bitten um Vergebung.«

Es wird eine große Schuld vorhanden gewesen sein, sonst wäre es unsinnig, um Vergebung zu bitten.

Hitler hat den Zweiten Weltkrieg entfacht. Das rächte sich, die gängigste Formel war: »They asked for it and they got it.«

Vergeben all die Gräueltaten, die von Deutschen verübt wurden seit dem 1. September 1939, all die Erniedrigungen, all die Inhaftierungen, Beleidigungen, Vertreibungen. Zu Untermenschen hat man die Polen erklärt, erniedrigt, zu Tausenden in Gefängnisse, in Konzentrationslager gepfercht. Und ab 1945 geht es um die schonungslose Vertreibung der Deutschen, zwölf Millionen werden es gewesen sein, um die Vertreibung von Haus und Hof, es geht um die Vertreibung von Verwandten, ja, Nahverwandten, ethnisch nah Verbundenen, nah Beieinanderliegenden, von einer nachbarschaftlichen Kiste mit reetgedecktem Dach zur anderen, von einem Ziehbrunnen zum nächsten.

Alles, aber auch alles ist verloren gegangen, den Nachkommen, also den Polen überlassen, zu Deutsch: Geraubt. Auch Mutters Nähkästchen, aus dem sie noch am Abend vor meiner Abreise nach Wuppertal, wo ich Rekrut der Wehrmacht werden sollte, eine Stopfnadel, einen Faden, einen Stopfpilz rauskramt und mir erklärt – ihre Stimme zittert – wie man einen Socken stopft, den sie in den Händen hat:

»So, Junge, den Faden durch die Öse der Nadel ziehen, so, die Nadel mit Faden an die Stelle, wo das Loch ist, bringen, so, siehst du? Nadel und Faden langsam dorthin ziehen, wo das Loch anfängt oder aufhört, Nadel mit Faden wieder zurückziehen, um beides an der gegenüberliegenden Stelle des Lochs von unten durchziehen, so und – siehst du? – und wieder Nadel und Faden zur anderen Seite hin, wieder durchziehen von unten, ja? Junge, du siehst, jetzt sind schon ein, zwei, drei Fäden, schön eng aneinander liegend, gezogen, ja, nach und nach wird Faden für Faden das Loch gestopft.

Hast du noch Fragen, lieber Junge, ab übermorgen bin ich nicht mehr da, wenn du Socken stopfen willst, wer weiß, wo du dann sein wirst.«

Ich lese wieder einmal Ludgers Memoiren, in einem Kompendium von gut 400 Manuskriptseiten, die mit seiner Geburt, dem 3. April 1927, beginnen. Ludger, der fünf Jahre lang in sowjetischer Gefangenschaft war, in einem Gulag, während ich ab dem 9. Mai 45 in Freiheit lebte. Somit ließe sich der Titel meiner Aufzeichnungen auch so variieren: In den ersten Nachkriegsjahren – frei, aber leicht behämert oder leicht benebelt.

Wäre ich demnach nicht voll zurechnungsfähig gewesen? Aber das ist schon wieder zu starker Tobak. Nein, so nun doch nicht, benebelt trifft meinen Zustand wohl am besten. Nicht jedoch in Verbindung mit Alkohol, wenngleich wir rein familiär in der Nachkriegszeit Schnaps brannten. Benebelt von Literatur? Vielleicht, es wird sich noch zeigen.

Alkohol spielte im Krieg eine große Rolle. An der Front, für mich, zunächst am Dnjepr und später in Kurland, wurden die Soldaten oft mit Alkohol versorgt, vor allem vor Angriffen des Gegners, den Sowjets. Für den Landser oft Rum, wenn kein richtiger Schnaps da war. Warum also nicht ein Becherchen Rum? Ich süppelte auch mal mit den anderen mit.

Aber dann, zum Kriegsende, war auch das Saufen vorbei mit all den Schrecken und Grausamkeiten. Stocknüchtern war ich, als endlich Frieden war, für mich am 9. Mai 45 auf der Ostsee, in einem Minensuchboot (nehme ich an), als ich, als wir, die Besatzung mit uns, einer gar nicht willkommenen Ladung von 15 oder 20 Soldaten bei Sonnenuntergang von Libau aus losfuhren, frierend und zitternd vor Angst, wegen der siegesbesoffenen sowjetischen Tiefflieger mit ihren Bordkanonen. Beinahe hätten sie das Boot mittenmang getroffen, verdammt ja, noch am 8. Mai 45.

IN WINFRIED PIELETZKI kann ich mich einigermaßen hineinversetzen, weil ich es selbst bin. Mein Nachname ist polnisch. Die Polen

machen bei meiner Namensnennung in der Regel ein Fragezeichen. So, als wenn ich so etwas wie ein Deutscher schlechthin sei oder das Deutschsein repräsentiere, was verständlicherweise zwiespältige Gefühle auslöst. Mit den Deutschen, mit dem vor allem, was als typisch Preußisch galt, haben die Polen oft unangenehme Erfahrungen gemacht. Vom Hitlerkrieg gegen Polen ganz zu schweigen. Höflich oder auch erschrocken werde ich oft gefragt, wo ich, wo meine Familie herkomme, wo sie ihren Ursprung, ihre Wurzeln habe. Aber auch auf Plattdeutsch werde ich oft gefragt: »Woa kümmtst du van wegg? / Wo kommst du her?«

Üblicherweise sage ich dann:

»Na, aus dem früheren Westpreußen komme ich, aus dem Kreis Stuhm, die Eltern und Großeltern aus Rehhof, Verwandtschaft, zahlreich, in Bönhof, Parpahren, Usnitz, Heidemühl, Konradswalde, Schweingrub, Marienwerder. Geboren aber bin ich 1924 in Tungerloh-Pröbsting, einer Bauernschaft, die zum Dorf Gescher gehörte, Gescher in Westfalen. Meine Eltern, die als Westpreußen in Ziegelscheune bei Rehhof geboren wurden, heirateten 1921. Meine Mutter hieß Maria Wiersbicki. In Tungerloh-Pröbsting, wo sich mein Vater mit Ehefrau als Landschullehrer niederließ, wurde ich, Winfried, und meine Brüder Elmar und Ludger geboren, 1924, 1925, 1927. Mein Vater wurde von Tungerloh nach dem sog. Polenfeldzug 1941 (zur NS-Zeit der gebräuchliche Ausdruck) gegen seinen Willen wieder nach Westpreußen versetzt. Er bekam eine Lehrerstelle in Bönhof, also im Umkreis von viel Verwandtschaft. Die Familie kam 1942 nach, sie verbrachte relativ gute Kriegsjahre in dieser ländlich-entlegenen Gegend, die bis zum Kriegeruhig blieb. Dann aber kam es zu Tod und Grauen bei eisiger Kälte im Januar 45, als die sowjetischen Truppen ungeheuer schnell in Ost- und Westpreußen einfielen.

Die Eltern überlebten die Flucht, und als mein Vater schließlich im Westen, wieder in Tungerloh bei Gescher, als Bettler ankam, war er Flüchtlingslehrer, der er früher auch schon mal war.

Vater erhielt nach der Ausbildung zum Volksschullehrer in Graudenz eine Anstellung in dem Dorf Briesen, nicht weit von Graudenz.

Seine mindestens 50 Schüler in einer einklassigen Schule sprachen ausschließlich polnisch, während er, der Junglehrer, nur das eine Wort »czicho / Ruhe« rufen konnte, um die Menge zu beruhigen. Er kam 1914 zum Militär, kam nach einer Verwundung, einem Schulterschuss, in russische Gefangenschaft nach Krasnojarsk; er konnte mit einigen Kameraden aus dem Gefangenenlager nach sechs Jahren fliehen, als sein westlich der Weichsel gelegener Schulort Briesen bereits polnisches Korridorgebiet war. Somit war er zu diesem Zeitpunkt schon Flüchtlingslehrer und als solcher kam er nach Haltern in Westfalen, wo er Maria Wiersbicki kennenlernte und später heiratete. So kamen zwei schöne, wohl auch alte polnische Namen zusammen, Pieletzki / Wiersbicki. Und das im deutschen Reich, in dem man alles, nur kein »Polack« sein wollte, wie mein Bruder schreibt:

»Nein, so auf keinen Fall heißen wollen, wenngleich sich im Ruhr- gebiet, dem Kohle- und Stahlrevier, ganze Kolonien von polnisch sprechenden Minderheiten bildeten, die aus Schlesien, aus West- und Ostpreußen stammten, aus Preußen. Und ausgerechnet in einer der entlegensten Bauernschaften des Münsterlandes ließen sich die beiden nieder, zeitgemäß an romantisierenden Vorstellungen vom einfachen ländlichen Leben orientiert, sie, die Polacken, mit gleich zwei mal ki, Pieletzki / Wiersbicki. «

Bei meinem Bruder steht noch mehr:

»Mutter muss eine gute Lehrerin gewesen sein. ... Lebendig, einfallsreich, trotz scharfer Brillengläser nicht allzu streng. Sie war über zwanzig Jahre Lehrerin und war es gerne. Es war noch ein nonnenähnlicher Beruf. Heiraten war verpönt und alles andere erst recht. Wer es trotzdem tat – heiraten –, musste ausscheiden. Aber die (die Eltern) hatten nach allen Erzählungen viel, ihren gewiß auch naiven Spaß. Die Jugendbewegung tat ihre Wirkung, auch der Jugendstil. Man wanderte mit der Klampfe ins Grüne, sah das Wahre, Schöne im Volkstümlichen, Ursprünglichen. Und alles in der Nähe, keine Reisen nach Südeuropa, nicht mal nach Süddeutschland. Die Hohe Mark, eine hügelig-sandige Laubwald- und Kiefernlandschaft um

Haltern, etwas Münsterland, das Lippetal. Fröhliche Kollegialität, man kam sich nicht ins Gehege. Und geschrieben hat sie wohl immer. Es gab Kontakte mit regionalen Dichtern. Genannt wurden später Maria Specker aus dem Emsland, wohl auch mit Karl Wagenfeld. Es ging um Volkstum, Heimat, Dialekt, ländliche Tragödien. Die Nazis pervertierten solche Werte, aber einiges ist heute wieder da. Einfaches Leben, Stadtflucht, Biokult, Regionalismus. Sogar in der Sowjetunion taucht das Dorf als Heilspunkt wieder auf. Warum auch nicht? Die Städte haben wenig gehalten.«

Aber der Vater hatte auch seinen Anteil an dieser Romantik. Schöne Romantik für ihn? Er wird wenig davon gespürt haben: Vormittags Schule in stets überfüllten Klassen, nachmittags ackern, wulken – noch westpreußisch getönt –, allein im zu großen Garten, kein Knecht, geschweige denn ein Pferd. Es gibt ein Foto von ihm, abgehärmt, Hemd offen, Hose um den mageren Bauch gezurrt, Kopf runter zur Hacke, zur Quecke, die weggehackt werden muss, weil sie wuchert und wuchert mit langen, nie endenden Wurzeln. Überanstrengt der dürre Mann und verzweifelt. Bei vollem Schuldienst muss er seine Familie durchbringen, und er weiß nur zu gut, wie wenig die Erträge seines Gartens einbringen.

Jugenderinnerungen. Mit Elmar, barfuß, im Sommer zum Bienenhaus hinten in der äußersten Ecke zum Garten hin. Neugierig sind wir alle drei. Elmar vorneweg, dann Ludger, ich, als der Ängstlichste hinterdrein. Die Tür zum Holzhaus öffnen, ein Summen, herrlich, bedrohlich, Vater, wir wollten das nur so hören. Der Vater kam und scheuchte uns raus. Er lachte unter seinem Strohhut mit dem Netz und der Pfeife, die qualmte.

Mutter ruft: »Kinder, wo seid ihr? Butterbrot!« Glück gehabt, nicht zerstoichen am Bienenhaus, wir sofort auf die Bank unter der Linde im Küchenhof. Jetzt am Nachmittag gibt es dicke Stullen mit noch dickerem Apfelmus drauf, sonst nichts drunter. War's unser Schulfreund Ferdi, der bei seinem Besuch in Tungerloh die Stulle sofort zuklappte, »mit gar nix drunter, keine Butter?«

Wir drei sind auch ohne Butter, nur mit Apfelmus drauf, groß geworden, einigermaßen kräftig, kaum sportlich, schon gar nicht an Geräten. Gewiss, wir konnten wegrennen, wenn ein bissiger Kötter kam, wenn's irgendwo qualmte. Feuerchen machen / Fuerkes maaken, darauf waren die Nachbarjungs spezialisiert mit trockenem Laub, Sträuchern und Stroh. Oft Panik und die Glut austreten mit Holzschuhen, die Füße, wenn nicht angesengt, zumindest aber schwarz. Auch Socken verbrannt, wie das stank! Kinder der Bauernschaft, die Jungs, dann vollzählig mit 17 oder 18 zum Wehrbezirkskommando in Coesfeld, allesamt felddiensttauglich, so schief oder krumm oder auch lahm der eine oder andere vor der Musterungskommission erschien. Mit 17 zur Wehrmacht eingezogen. Was dann kam, ist nur allzu bekannt.

Dass ich also mit einem polnischen Namen behaftet bin, der, so oder so, Verwunderung, Ratlosigkeit oder Aggression auslöst. Alles, was deutsch ist, gehorcht auf jeden Pup, alles Polnische trägt – solchen Pauschurteilen nach – das Merkmal von Koddrigkeit, von schlechter, nahlässiger Arbeit.

Aber die Russen, die Polen werden uns alle vertreiben, sie haben uns ja vertrieben, uns, die Pieletzkis, somit polnischerseits ihr ureigenes Volk mit all diesen Namen auf ski, ky oder zyk, als da sind, wenn man nur die aus dem Kreis Stuhm nimmt, die Gajewskis, die Jablonskis, die Milschewskis, die Jakubowskis, Wiersbickis, die Kochanowskis, die Pieletzkis, die Rudzinkis, die Szymanskis, die Iwanczyks, die Nowackis, die Jalowskis, die Pajaks, die Wisnieswskis, die Palizynskis, die Kaminskis, die Pieceks, die Rybinskis, die Gorcyskis, die Sosnowskis, die Zielinskis, die Narzinskis, die Ossowskis, die Scislowskis, die Wiezorreks, die Smolinskis, die von Dombrowskis, die Kalbukowskis, die Niedzwezkis, die Papinskis, die Pawlikowskis, die Kopyczinskis, die Lipinskis aus Neudorf und Niklaskirchen, die Koslowskis, die Sosnowskis, die Palinskis, die Groschowskis, die Stanislaw und Margarete Leszczinski, die Zwillingsschwestern Thacyck aus Peterswalde, und die aus Schroop, die Muskatewitzens, die Daschkowskis und die Lesniakowskis, die Boruschewskis, alle aus Usnitz, auch die Wilschweskis, auch die Azsilowskis, die Groddecks,

und die aus Stuhm, jede Menge mit ski oder ki, die Karczewskis, die Czarnowskis, die Gawronskis, die Gierlanskis, die Mathrozats, die Kulinskis, die Nowatzkis, die Seidowskiskis, auch die aus Ziegel-scheune, Schweingrub und Parparen, die Schilwinskis, die Ratziks, die Meclowskis, die Smolkowskis, die Sombrowoskis, die Zielinskis und aus Christburg auch die Aschowskis, die Ostrowskis, die Zelanskis und die Pialeckis und Wiersbickis auch noch.

DASS ICH MICH AN EINEM SONNIGEN, MILDEN SEPTEMBER-TAG 1942 dem Gutsbesitzerstöchterchen Ruth Bliefnernitz genähert haben soll, wollten meine beiden Brüder partout wissen, als sie um 1950 aus der Gefangenschaft in Polen und Russland heim-gekehrt waren.

Na gut denn, ich soll mich ihr genähert haben, auf dem brei-ten Sandweg, der oberhalb am Gut zwischen Bönhof und Weißenberg / Biola Gora, entlangging. Das Gut hieß Bliefnernitz / Bliźnice, ein schäbiges Wohnhaus, nebst Stallungen und Scheunen, mit leicht geneigten Dächern, einheitlich Teerpappe. Aber schön war die Lage zwischen dem Rehhofer Forst und den fruchtbaren Weichselniederungen. Im Staub des Weges kam ich vom Schuldienst zurück nach Bönhof, gut 4 Kilometer. Ich war ein so genannter Schulhelfer; ich durfte ohne Ausbildung an Volksschulen unterrichten, aufgrund des so genannten *Kriegsabiturs*. Verspätet, erst im Dezember 1942, erhielt ich in Bönhof den *Einberufungsbescheid*.

Verzögerung zwischen den Wehrbezirksämtern Coesfeld / Westfalen und Marienwerder in Westpreußen infolge der Versetzung meines Vaters. Wer ließ sich nicht solche Verzögerung gefallen? Am liebsten wäre man vergessen worden. Du wirst aber nicht vergessen, nie!

Ich unterrichtete, mir selbst nicht ganz geheuer, katholische Reli-gion in der Zwergschule zu Weißenberg. Ich war weder fromm noch heidnisch, aber von Religion, von Theologie hatte ich keine Ahnung, aber wie wir alle im mehrheitlich katholischen Westpreußen, trug ich das Päckchen mit religiösen Ritualen, ohne dass es mich sonder-

lich belastet oder womöglich erhoben hätte. Ich kann nicht sagen, dass ich auf Engelsflügeln zwischen Bönhof und Weißenberg hin und her huschte. Auf den Rat meiner Mutter – immerzu bekamen wir, meine Brüder und ich, Rat und Hilfe von der Mutter – nahm ich das Angebot an, in Weißenberg katholische Religion zu unterrichten, weil der dortige Lehrer, Johann Lesniakowski, der Imkerfreund meines Vaters, evangelisch war. Soweit ich mich erinnere, hatte ich nur sieben Schulkinder mit großen, erwartungsvollen Augen im Alter von sechs bis zwölf Jahren im Geräteraum der Schule vor mir. Das Wenige, was mir an Bibelkenntnissen zur Verfügung stand, ließ immerhin abenteuerliche Szenen zu, hochgehende Wellen auf dem See Genezareth, in den Tiefen tummelten sich Haifische, Krokodile und fünf Meter lange Schlangen.

Meine Mutter sagte:

»Du sitzt hier im warmen Lehrerhaus in Bönhof so nichtsnutzig, wie ein Taugenichts rum nach deiner dreimonatigen RAD (Reichsarbeitsdienst)-Zeit.«

Ja, ich saß da im Warmen nach ganzen drei Monaten Reichsarbeitsdienst, mit gemeinen, wenn nicht sadistischen Unterführern in einem Barackenlager in Reckenfeld und Telgte. Die primitiven Holzbaracken kamen gleich auf mit dem Beginn der NS-Zeit; sie dienten gleichermaßen Soldaten, Arbeitsdienstmännern und KZ-Häftlingen als Unterkunft. Solche Barackenlager waren eingezäunt mit Brettern oder mit Drähten, oft mit Stacheldrähten, in Konzentrationslagern waren sie elektrisch geladen. Das nannte sich Sicherheitsverwahrung. In Arbeitsdienstlagern genühten oft Stolperdrähte.

Auch mein Bruder Elmar war vorübergehend beim Arbeitsdienst; in lächerlicher Uniform mit einer Kopfbedeckung, halb Mütze, halb Hut, Arsch mit Griff genannt.

Als sich Elmar in solch einem Lager mit Drahtverhau befand, stolperte er, auf den Besuch seines Vaters wartend, der die etwa

50 km rüber geradelt kam von Bönhof nach Schwetz im Westpreußischen, jenseits der Weichsel. Und den Vater endlich sehend, verfiel er sich in den kaum sichtbaren Stolperdrähten, die ums Lager herumgezogen waren. Er fiel hin, kam wieder hoch und

begrüßte seinen Vater, verlegen lachend in verschmutzter Ausgehuniform, die am linken Knie aufgerissen war. Die beiden allein vor dem Stolperdraht, kein Mensch zu sehen, August, der Vater, nahm's wie üblich spöttisch: »Wenn der Adolf dich so sähe, der würde dir persönlich eine neue Uniform rüber reichen.«

Elmar konterte angemessen: »Väterchen, Uniformen tun es dir ja immer an, vor allem, wenn du morgens früh mit deinem Nachttopf im Lehrerhaus aufmarschierst.«

Dem war gelegentlich so, wenn Vater zum Plumpsklo neben der Scheune ging. Er nahm vom Schlafzimmer aus Haltung an, trug im Nachthemd – wir sagten Nachtpolter – den gefüllten Nachttopf, trug ihn mit angewinkeltm Arm, er imitierte Gleichschritt Marsch durch die Küche, nach draußen, in der Regel in die Kälte oder die Nässe und hatte den Parteihut, die braune Mütze mit dem hohen Giebel fürs Hakenkreuz, aufgestülpt. Ehre, wem Ehre gebührt, das oder ähnlich Markiges, soll er bei diesem Ausmarsch nach draußen gesagt haben. Lächerlich das ganze Gesocks der Braunen, aber unberechenbar und grausam, wenn du ernsthaft mit ihnen zu tun hast. Als Lehrer, als Beamter, als Parteigenosse bekam er die Uniform sogar mit braunen Lederstiefeln gestellt, nagelneu, damit er im Dorf oder anderswo, vielleicht im Wald, zu feierlichen Anlässen, zu Führers Geburtstag oder zum Totengedenken sein Ehrenkleid mal spazieren führen konnte. Ja, Parteigenosse war er, aber wie er in diese Gesellschaft geraten ist, hat er nie erklären können oder wollen.

RUTH SAH ICH VON WEITEM, HIMMLISCH SCHÖN. Ich unterrichtete die scheue Schar der katholischen Schüler in der einklassigen Zwergschule, während Lehrer Lesniakowski siebzehn evangelische Schüler beisammen hatte.

Ruth so sehen und zögerlich weitergehen und stumm bleiben, war das einzige, was mir blieb. Ruth lachte:

»Hältst du mich für eine Erscheinung oder für was?« Wider Erwarten kamen wir ins Gespräch, weil ich mich nach der ersten Schrecksekunde ermannte und quasi militärisch Auskunft gab:

»Name: Pieletzki, Winfried, Wohnort: Bönhof, Lehrerhaus, Zweck meines Tuns: jetzt auf dem Rückweg von Erteilung religiöser Unterweisungen.«

Total heiter, so war meine vom Himmel auf diesen Sandweg gefallene Schöne, ungemein Schlanke mit glänzendem, dunkelbraunem Haar, einer Fülle ohnegleichen.

Ruth sagte: »Ich heiße Ruth, Ruth Bliefnernitz, Ruth, einfach Ruth, ich suche mein Hundchen, ich komme aus dem Garten, bin gern im Garten.«

Das Anbändeln gelang mir sogar:

»Bin auch gern im Garten, versteh mich auf Gartenarbeit.«

War dieser Hinweis eine Eingebung vom Heiligen Geist, den ich nie anlasse während meines Unterrichts?

»Sind bei euch die Beete im Garten schön akkurat angelegt?«

»Na, jaachen doch«, werde ich, wieder westpreußisch getönt, geantwortet haben und – mich überkam es, wie vom Heiligen Geist herab – ich lud Ruth Bliefnernitz ein in unseren Garten. Sie kam tatsächlich drei Tage später im schönsten Sommerabendlicht.

»Feenhaft, das Marjallchen«, sagte meine Mutter, die hinzugekommen war. Wir blickten auf gepflegte Beete mit Rabatten aus Buchsbaum. Ruth staunte: »A-kuraat, a-kuraat!«

Es war ein heißer Julitag, schon zum Abend hin, als ich mit Ruth zum Gut Bliefnernitz zurückging, langsam zurück. Und stehen bleiben und etwas Unbestimmtes suchen und schließlich etwas finden, eine Vertiefung, ja. Wohlig-trocken-warm war da eine Mulde aus weißem Sand und unfassbar war es, wie die Gertenschlanke sich anfühlte, von Kopf bis Fuß, geherzt, gestreichelt, geküsst.

Es war, na jaachen, über uns gekommen, wirklich, wie vom Heiligen Geist: »Na du, na, du scheenes, scheenes Ruthchen, du.«

Die dann auch langsam etwas aufsagte, was der Wirklichkeit näher kam: »Wie ich aussehe jetzt, sandig von oben bis unten, unordentlich und gerupft, wie Huhn!« Und vor Lachen kaum weiterkam mit Sprache:

»Versandet, auch mein Haar, nicht mehr akkurat wie dein damisches/dämliches Gärtchen, ausschütteln muss ichs.« Und weiter noch mehr gesagt: »Aber scheen, scheen doch so mit dir, geh du man wieder den Sandweg zurück, du mein frommer Religionslehrer, du mein Winfried, mein Pieletzki, mein komischer Deutscher, du, Pieletzki. Aber vielleicht wird aus dir nochmal ein gutmütiger Pole, den ich mir vorstelle, wenn ich dich oder wenn du mich heiraten solltest«.

Aber Ruth ist, war doch deutsch, deitsch, noch westpreußisch gefärbt.

Na jaachen, der Übergang von einer Nation zur anderen, vor allem in der Jugend, kann schwebeleicht sein, kann reiner Zufall sein, kann sich auch kollektiv vollziehen, auch mit seelischem Tiefgang. Deutschtum beziehungsweise Polentum. Das ist eine Frage des Sprachbewusstseins, der Sprachkultur. Sowohl in Tungerloh, wie in Bönhof, waren wir früh schon sensibilisiert für Sprache, fürs Deutsche durch den Einfluss der Mutter, sie sprach ein sanftes, ein romantisches Deutsch. So empfinde ich es noch immer, dem Klang nach, erinnerungsfern.

Sind wir Polen, sind wir Deutsche, mit all den Namen auf ki oder ski oder ky? Auswechselbar sind wir, austauschbar, zum Verwechseln ähnlich, gehören ein und demselben Volksstamm an.

Gedankenspiel um 1946 herum:

Werde ich als Winfried Pieletzki, als Deutscher, nach Kriegende, einen Sonderkurs zur Ausbildung von Volksschullehrern in Emsdetten absolviert haben oder werde ich einen Sonderkurs zur Ausbildung von Volksschullehrern in Elbing, in Elblag, absolvieren, mit Aussicht auf eine Lehrerstelle in Benowo, Woiwodschaft Sztum, wo mich die artigen Schüler mit »Dzien dobry, Pan Pieletzki«, beziehungsweise in Tungerloh, im Kreis Coesfeld, mit »Chunnen Moien/Guten Morgen, Herr Pieletzki«, begrüßen würden?

In Emsdetten war ich wirklich, in Elbing war ich nie, wenngleich anzumerken ist, dass es die Pädagogische Akademie Elbing wirklich gab, die noch während der Zeit der Weimarer Republik gegründet wurde und eine Sonderstellung einnahm mit hervorragenden Lehrern. Hingegen war der Standort einer provisorisch eingerichteten

Akademie in Emsdetten reiner Zufall. Münster war bei Kriegende vorgesehen, aber Münster war fast vollständig zerbombt.

Na, jaachen, jetzt kommt mein Westpreußisch noch einmal durch, wenn ich behaupte, dass ich in Elbing/Elblag, war, um an dem zur gleichen Zeit eröffneten Sonderlehrgang zur Ausbildung für Volksschullehrer teilzunehmen, unter polnischer Leitung, vom 4. 7. 1946 bis zum 30. Februar 1947.

Die Stadt Elbing/Elblag wurde von den Russen erobert, nachdem vor allem die Altstadt mit ihren reichen Baudenkmalern in den Kämpfen seit dem 23. Januar fast vollständig zerstört wurde. Also verlegte man diesen Kurs ins nur wenige Kilometer südöstlich von Elblag gelegene Preußisch-Holland/Pasłęk. Wegen der schönen Bauten wurde es früher das »ostpreußische Rothenburg« genannt. Im zur Stadt gehörenden Schloss Cardinen, das allen Zerstörungen zum Trotz gut erhaltene Räume aufwies, konnte der Lehrbetrieb 1946 beginnen.

Natürlich hatte ich Schwierigkeiten. Zunächst wegen des Namens, nicht wegen des Nachnamens, wegen des Vornamens Winfried, der im Polnischen kaum auszusprechen ist. Meine Beteuerungen, dass Winfried der Name von Bonifatius sei, verursachte nur kollektives Kopfschütteln der Kommission, die über meine Aufnahme zum Studium befinden sollte. Aber die ausgesprochen tolerante Kommission leistete sich einen Pieletzki, der nach drei Trimestern die mit gut benotete erste Lehrerprüfung bestand und mit dem Zeugnis irre eilig auf Ruth durch die von Disteln und Brennesseln verwilderten Gartenanlagen des Schlosses Cardinen zu stolperte. So kam ich in meiner Heimat Benowo zu einer Existenz als polnischer Lehrer mit Ruth von Blifernitz in Benowo.

Er wird Ruth wie im Traum, in der Kirche von Benowo geheiratet haben. Die beiden zogen ins Lehrerhaus, so, wie es bei der Flucht meiner Eltern zurückgelassen wurde, einschließlich der vergrabenen Schätze im Garten, desgleichen mit dem Bücherschrank, mitsamt den Bücherschätzen, mit den »Blauen Büchern« und dem »Wunder der Natur«. Sind die Eltern zurückgekommen?

Nein, sie werden nie und nimmer zurückgekommen sein. Das Märchen von Bönhof hinter dem großen Wald endet traurig, tragisch.

Ruth war zum Schluss des Krieges, der 1945 so schrecklich endete, verschütt gegangen. Kein Lebenszeichen. Längst schon hatte ich den »Zeitzeugen« geschrieben, erste Auflage 2002, mit einer Seite aus einem Kriegstagebuch auf dem Cover und mit einer Briefseite unten drunter, von der nur der obere Rand sichtbar ist mit der Zahl 44 und etwas unterhalb den Buchstaben um und den. Das ist der Brief, den mir Ruth noch aus Bliefnertitz 1944 geschrieben hatte und der auch angekommen war unter einer Feldpostnummer in einem Bunker unweit Stary Bishow in Weißrussland. All die Jahre war ich von Ruth getrennt, nur auf Vermutungen, auf zahme oder wilde Phantasien angewiesen. Erst 2012 erfuhr ich, dass sie von Schleswig-Holstein aus Suchanzeigen aufgegeben hatte durch das Rote Kreuz. Für Ruth ergebnislos. Ich habe sie gesucht, gesucht, von schlimmen Vorstellungen, Träumen, Albträumen heimgesucht.

Soll ich nicht einfach nach Bliefnertitz fahren, in die Volksrepublik Polen? Um diese Zeit war es unmöglich. Es könnte sein, dass Ruth wieder zuhause ist. Von Sowjetsoldaten vergewaltigt, alltägliches, schreckliches Schicksal. Wer besitzt oder verwaltet Bliefnertitz? Es können doch nur Polen sein. Ruth suchen, wie meine Mutter mit dem Rad losfahren, einfach so, über die Elbe, um ihre eigene Mutter, meine Großmutter, zu suchen. Ich hätte nicht nur über die Elbe, auch über die Oder, über die Weichsel fahren müssen, bis nach Weißenberg? Mit dem Fahrrad durch die britische Zone, durch die sowjetische, weiter noch durch die Volksrepublik Polen?

»Pieletzki, von allen guten Geistern verlassen, Knallkopp, du!« Nein, Ruth wird nicht plötzlich vor unserer Tür stehen, entweder vor der Tür an der Jagdhütte in Tungerloh oder vor der Tür am Lehrerhaus in Bönhof.

Ich phantasierte, ich träumte von Ruth, ich träumte von einem Wiedersehen. Sehr vage, durch meine entfernte Verwandte Annchen Katschik erfuhr ich, dass das gleichaltrige Lenchen aus Hei-

demühl, keine fünf Kilometer von Weißenberg entfernt, von den Russen verschleppt wurde und längst tot sei. Auch Ruths Schicksal?

Und gnadenlos das Schicksal derer, die im eisigen Januar 45, am angestammten Wohnort blieben, wie die Kilians aus Heidemühl, die nicht mehr rechtzeitig wegkamen oder auf Gnade der Russen hofften. Aber keine Gnade nicht. Abends im Schneesturm walzten sowjetische Panzer die Zäune, die Scheune platt, das Reed gedeckte Wohnhaus blieb schief noch stehen. Vater Kilian, der Josep war's, der war noch nach draußen gerannt mit einem weißen Handtuch. Eine Salve vom MG aus einem der Panzer, da lag er schon zerfetzt im Schnee. Er war noch guten Mutes raus gerannt, weil die Kilians schon 1921 für Polen optiert hatten, was gemäß dem Friedensvertrag von Versailles möglich war. Die preußische Regierung hielt sich dran, später auch die Nazis. Die Sowjetsoldaten, die durch den kleinen Weiler Heidemühl auf ihren T-34 hindurch ratterten, wussten nichts von den Kilians Sie schrien nur: »Daway, daway, Frau, wo Frau, Frau, wo?« Kilians schönstes Kind, das Lenchen, wie im Märchen schön, keine 14 Jahre jung, nahmen sie mit auf einen Lastwagen, andere auch, und weg waren sie, unklar wohin in der Schneenacht. Am nächsten Morgen schon hockten an die sechzig Frauen zusammengepfertcht in einem Viehwaggon, die Wände im Waggon waren vereist, einige Frauen klebten fest, erfroren. Aber die Fuhre mit Toten oder halb noch Lebenden ratterte weiter, tagelang, mit Halt irgendwo, mit Kontrollen, mit dem Abzählen, vielleicht noch mit etwas Brühe aus angefaulten Rüben, ratterten weiter und kam in den Ural in ein Arbeitslager. Es muss der Name Tscheljabinsk gefallen sein, die noch übrig gebliebenen Frauen wurden in Erdbunker verfrachtet. Mit dem, was sie noch am Leibe trugen, wurden sie in die Wälder getrieben, Bäume waren zu fällen, abends noch, bei Dunkelheit kamen sie zurück und sanken frierend und hungrig auf ihre stinkigen Pritschen und wieder kamen Wachmannschaften, betrunken, und suchten nach gesundem jungem Fleisch, »daway, daway«.

Nur wenige, die überlebten bis zum Abtransport, bis zur Entlassung schließlich in Friedland, die vage mitteilen konnten, dass die,

dass die und die, dass die in Tscheljabinsk oder anderswo verreckt wären, das Lenchen auch aus Heidemühl, die Ruth aus Bliefnernitz? Wenn Grab, dann irgendwo im Schnee, vielleicht noch Stein, oft nur mit Fragezeichen.

Annchen aber hatte Glück, auch geflüchtet, mit Siebzehn ausgebildet bei der Wehrmacht als Telefonistin und weitergereicht von einer Kompanie zur anderen. Sofern Telefone noch funktionierten, wurden Telefonistinnen gebraucht, auch später noch, nach 45 im halbzerstörten Bremen.

»AUF DIE SCHNAUZE «, was besagte, dass man auf der Unterprima für den Kriegsdienst entlassen wurde. Achtzehnjährig in Marienwerder, mit dem blechernen Albrechtsorden auf dem Foto und einem Abgangszeugnis, auf das man sich nach dem siegreichen Ausgang des Krieges hätte berufen können. Über die Bedeutung des blecherngestanzten Ordens hat uns niemand informiert und bis zum heutigen Tag weiß ich nur, dass auch irgendein Herzog Albrecht wohl als Pate für das Gymnasium Marienwerder fungiert haben wird. Immerhin galt man als Abiturient / Aborent in gewisser Weise privilegiert. Laut dem Ausbilder vor der im Drillich angetretenen Mannschaft hieß es: »Stillgestanden! Aborenten vortreten zum Latrinenputzen!« Wir Aborenten / Abiturienten, wir besonders Schlaksigen, Blassen, Mageren, Übermüdeten, traten vor zum Abmarsch in die Latrinen, nach Bürsten-, Lappen- und Schrubberausgabe. Wir mit unserem Abilappen waren privilegiert für die Offizierslaufbahn, zunächst mit dieser konkreten Erfahrung:

Antreten draußen im Zugwind, jetzt aber in der regulären Uniform, die auf Hochglanz gebracht war, Stoff gebürstet, Kragenbinde mit Bimsstein schneeweiß, Koppel und Schuhe gewienert. Abmarsch mit diesen dreibeinigen Schemeln, an denen sich, je nach Laune eines Ausbilders, genüsslich mit ausgestreckten Armen Turnübungen vollziehen ließen. Nicht nur einmal war ich gemeint: »P, vortreten, Arsch runter, Arme strecken, Schemel hochhalten, bis...bis zum Vergasen, Sie Schlappschwanz und aufsässig obendrein.«

In meiner Wuppertaler Rekrutenzeit war ich durch und durch trotzig. Trotzig bestand ich bei jedem Appell darauf, dass ich Linkshänder sei. In der Wehrmacht wurde – und das hatte man schnell raus – anormale Linkshändigkeit berücksichtigt. Man durfte das Messer, den Spaten, das Gewehr mit links greifen, man durfte mit links am Karabinerschloss rumhantieren. Auch mit dem linken Auge durfte man über Kimme und Korn auf den Kopf des Feindes peilen.

Rechtes Auge zu und – peng – mit links abgeknallt. Und sogar mit links durfte man ins Richtgerät der leichten Feldhaubitze 18 linsen, der Kanone, die wir bald schon lieben lernten mit Stellungswechsel von früh bis in die Nacht hinein. Wir hieften die schweren, eisernen Holme vor oder zurück, nach links oder nach rechts. Die Richtung hatte zu stimmen, im hügeligen Gelände immer auf Schornsteine und Kirchtürme in Remscheid zu, die einprägsamste Silhouette, nie zu vergessen.

Manchmal noch ist mir, als wenn ich solche Demütigung gewollt hätte, vielleicht nach der Devise – wenn schon, denn schon, wenn, dann auch ganz runter, in den Dreck, du Sau, wenn schon Sklave, dann auch ein richtiger.

Dann wieder im Gleichschritt Marsch auf das Offizierskasino zu. Stillgestanden in einem kahlen Raum, Schemel abgesetzt. Ein Offizier tritt ein in voller Montur, also mit Dienstmütze, Auszeichnungen am Waffenrock, Koppel, Reithose und glänzenden, weichen Stiefeln mit Sporen. Immerhin gehörte ich als Kanonier mit roten Biesen an den krummen Achselklappen einer Truppe, einem Verein an, bei dem die Lafetten der leichten Feldhaubitze 18 noch von vier Pferden gezogen wurden. Auch das war auf den Endsieg getrimmt, die bespannte Artillerie.

Der uns – uns! – als Rekruten lässig grüßende, Wohlwollen vermittelnde Herr Offizier, ein Hauptmann gar, hieß uns Platz nehmen auf den Schemeln, nachdem er den Säbel, den ein Meter langen, leicht gebogenen Offiziersdegen, quer auf einem erhöht stehenden Pult abgelegt hatte, hinter dem er sich auf einen Stuhl niederließ. Ergab sich ein geringes Scheppern beim Abschnallen und Ablegen

DIESES BUCH BESTELLEN:

per Telefon: 089-13 92 90 46

per Fax: 089-13 92 9065

per Mail: info@allitera.de

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter:

www.allitera.de

www.facebook.com/AlliteraVerlag

Allitera Verlag

Allitera Verlag • Merianstraße 24 • 80637 München
info@allitera.de • fon 089-13 92 90 46 • fax 089-13 92 90 65 •
www.allitera.de • www.facebook.de/AlliteraVerlag